

6. Umgehungen

Die Tatsache, daß der Wettbewerb nicht nur zeigt, wie die Dinge besser gemacht werden können, sondern alle [...] zwingt, die Verbesserungen nachzuahmen, ist natürlich einer der Hauptgründe für die Abneigung gegen den Wettbewerb.

Friedrich von Hayek (2003: 144)

Ich hatte bereits früher auf eine alternative Form der Nachahmung hingewiesen, die sich im Werk von Gabriel Tarde findet. Obwohl strukturell sehr ähnlich angelegt, ist Tardes Konzept der Nachahmung doch sehr verschieden von dem Hayek'schen. Ich werde auf Tardes Theorie der Nachahmung in den Kapitel 9, 10 und 11 mit Blick auf das aktivistische Primat der Soziologie und die alternativen interpassiven und suspensiven Paradigmen noch genauer eingehen. Hier möchte ich sie kurz als kontrastierende Theorie der Nachahmung einführen, als eine Theoriealternative zu Hayeks Wettbewerbserzwingung.

Tardes Konzept der Nachahmung ist nicht allein das Äquivalent zum Instinkt, Nachahmung ist keine *identische Wiederholung*, sondern vielmehr »differentielle und differenzierende Wiederholung« (Deleuze 1992: 45). Die Komplexität von Tardes Konzept beruht Deleuze zufolge darauf, die Differenz nicht der Wiederholung unterzuordnen, sondern beiden einen je eigenen Wert zuzuweisen: »Die Differenz liegt zwischen zwei Wiederholungen«. Das heißt umgekehrt, dass »die Wiederholung auch zwischen zwei Differenzen liegt« (Deleuze 1992: 106). Man darf Nachahmung also nicht als identisches Kopieren verstehen, sondern als differenzierende Wiederholung, als eine Differenz, die beispielsweise durch Improvisationen oder ungenaue Nachahmung ins Spiel kommt. Damit versucht Tarde, den Vorrang der Wiederholung und den damit implizierten Vorrang der Identität zu brechen, einen Vorrang, der Variationen und Abweichungen zu einer abhängigen und manchmal sogar mangelhaften Form der Nachahmung macht. Wiederholungen und Nachahmungen haben das Potential etwas Neues einzuführen, weshalb Deleuze sie auch als *komplexe Wiederholung* bezeichnet, d.h. als komplexe Formen der Nachahmung (siehe dazu auch Guyau 1911).

Tardes Konzept enthält mannigfaltige Formen der Nachahmung, die selbst das einschließen, was sich auf den ersten Blick gerade als das Gegenbild der Nachahmung darstellt: Opposition und Nicht-Nachahmung. Aber die Opposition ist keine ausschließlich antagonistische Beziehung, sondern die Bezeichnung einer ganz allgemeinen Beziehung, die auch erfinderisch und kooperativ sein kann. So kann eine Wiederholung zwei

oppositionelle Teile schaffen, eine *Generation*, die sich wiederum nicht aus Wiederholungen des Identischen zusammensetzt, sondern »Familiärenähnlichkeiten« hervorbringt (Wittgenstein 1999: 32). Man kann also davon ausgehen, dass die Vorstellung des biologischen Instinkts als einer identischen Wiederholung, die als das soziale Äquivalent zur Nachahmung fungiert, äußerst unterkomplex ist. Während Tardes Theorie der Nachahmung ein hochkomplexes und vielfältiges Kaleidoskop an nachahmenden Verhalten aufzeichnen kann, hat man bei Hayek nur drei Alternativen: Erfindung (die andere zur Nachahmung zwingt), erzwungene Nachahmung (die die Erfindung auf identische Weise nachahmt) und letztlich die Abneigung bzw. das Widerstreben andere nachzuahmen. Mit der letzteren beschreibt Hayek primär den Widerstand gegen Konkurrenzverhältnisse, diese Form bleibt darüber hinaus aber weitestgehend unbestimmt.

Ich hatte bereits darauf hingewiesen, dass Gabriel Tardes Klassifikationen der Nachahmung gleichermaßen antagonistisch, erfinderisch, spielerisch und kooperativ sein können. Es ist ein sehr allgemeines und abstraktes Konzept. Das zeigt sich besonders in der Analyse dessen, was Tarde *Gegen-Nachahmung* nennt. Gegen-Nachahmung, »das Tun oder Sagen des Gegenteils«, vollzieht die Negation, die Anti-These oder das genaue Gegenteil eines Prozesses (Tarde 2017: 13). Auf der einen Seite ist die Gegen-Nachahmung erfinderisch, insofern sie an den erfinderischen Bewegungen partizipiert. Damit geht sie über das konfliktäre ›Nein‹ bei Luhmann hinaus: die Gegen-Nachahmung lehnt nicht einfach ab, sondern versteht die Erfindung und, anstatt sie nachzuahmen, macht sie genau das Gegenteil. Auf der anderen Seite ist die Gegen-Nachahmung eine Gefahr für die Erfindung, »die von jener gefährlich verfälscht wird« (ebd. 14). Obwohl sie etwas Neues zu sagen scheint, hängt sie doch vollständig von den erfinderischen Bewegungen ihres Gegen-Originals ab; sie trägt keine neue Form von Erfindung bei, sie erzeugt keine bedeutenden Variationen und fügt keine entscheidenden Differenzen hinzu. In den *Gegen-Nachahmungen* Tardes haben wir gerade genug Raum, um der direkten Nachahmung zu entkommen, aber nicht genug, um uns ihr vollständig zu entziehen, da sie »weder die Bescheidenheit haben, schlicht und einfach zu imitieren, noch die Kraft zu erfinden« (ebd. 13). In ihrem Zwangscharakter erinnert die Gegen-Nachahmung ein wenig an die erzwungene Nachahmung Hayeks, nur dass sie eben nicht nachahmt, sondern genau das Gegenteil tut. Dagegen finden sich in der von Hayek nur am Rande formulierten Vorstellung einer *Abneigung gegen den Wettbewerb* Anklänge an die von Tarde beschriebene Nicht-Nachahmung: beide Bewegungen stehen für eine Ablehnung der Nachahmung, die keine Gegen-Nachahmung ist. Wenn Hayek die Abneigung jedoch als eine Verweigerung, eine fundamentale Hemmnis ökonomischer Entwicklung und insofern als ein

Problem ansieht, sagt Tarde: »Nicht-Nachahmung ist nicht immer eine bloß negative Tatsache« (ebd. 14). In der Tat kann Nicht-Nachahmung erfinderisch sein, viel mehr noch als die Gegen-Nachahmung, da sie eine Dissoziation von der erzwungenen Form der Nachahmung und der Gegen-Nachahmung darstellt und »durch nichts mehr gebremst wird« (ebd. 15). Nicht-Nachahmung und Abneigung gegen den Wettbewerb ermöglichen Potentiale für Erfindungen und Neuheiten, die durch reine Nachahmung und Gegen-Nachahmung allein unmöglich sind. Diese Macht oder Fähigkeit hat Bergson mit der Produktion von Ideen identifiziert.

Es ist wichtig, die Nicht-Nachahmung richtig zu verstehen. Sie ist z.B. nicht identisch mit konkurrierenden Erfindungen, etwas, das wiederum sehr »unmittelbar in den Dienst des Profitstrebens gestellt werden« könnte, wie es Luc Boltanski und Ève Chiapello in *Der neue Geist des Kapitalismus* formuliert haben. Dort haben sie gezeigt, wie die Idee der *Humanisierung der Arbeit*, die ursprünglich eine Kritik an der kapitalistischen Produktionsform war, als Konzept des *New Management* im kapitalistischen Markt wiederauftaucht und zu einer Form der Arbeit führt, die unter Umständen noch grausamer sein kann, als diejenige, die ihr vorausging (Boltanski/Chiapello 2015: 144f.). Die Vereinnahmung der Idee der Vermenschlichung der Arbeit geht deshalb so reibungslos vonstatten, weil sie genau das Gegenteil der tatsächlich entmenslichten Arbeitsprozesse darstellt. Die Kritik ist reine Gegen-Nachahmung und insofern relativ umstandslos wieder in das vorherige Arbeitsregime integrierbar. Dagegen beschreibt die Nicht-Nachahmung bei Tarde eine Bewegung, die sich dem am Profitstreben orientierten, antagonistischen Wettbewerb gerade entzieht und diesen übersteigt, z.B. durch Entnetzungen (Stäheli 2013) oder die Produktion von Uneindeutigkeit (Bröckling 2017: 408).

In der soziologischen Tradition findet sich eine solche Vorstellung des Entzugs von Konkurrenzbeziehungen paradigmatisch bei Émile Durkheim. Bei Durkheim, einem *der* Klassiker der Soziologie, liegt ein Theorieschatz im Offensichtlichen versteckt.

Wettbewerbsumgehungen

Ganz grundlegend kommt Durkheim das Verdienst zu, auf das Primat von Kooperation und Solidarität hingewiesen zu haben. Darüber hinaus hatte er bereits darauf hingewiesen, dass alle Theorien der Konstitution von Gesellschaft aus dem Konflikt das armseligste Bild des Menschen und des Sozialen voraussetzen. An dieser Stelle kann Durkheims spezifische Rezeption und Aneignung der Theorie Darwins als gutes Beispiel dienen. Diese Spezifität wird besonders dann deutlich, wenn man sie

mit der kanonisierten Rezeption innerhalb der soziologischen Theorie-tradition kontrastiert.

Eine klassische Aneignung der Theorie Darwins innerhalb der soziologischen Theorettradition findet sich bei Parsons. Parsons hat Hobbes Kriegszustand mit dem Konzept des Überlebenskampfes von Malthus verglichen und es mit dem Denken Darwins in einen Zusammenhang gebracht (Parsons 1949: 113). Parsons kritisiert Darwin dafür, das Modell des Überlebenskampfes zu »biologisieren«, ein Modell, das Malthus ursprünglich nur für die menschliche Sphäre, die an eine normative Ordnung gebunden sei, eingeführt habe. Ohne weitere spezifische normative Rahmenbedingungen sei der Überlebenskampf nichts als »Anarchie«, also ein ordnungs- und beziehungsloser Raum (ebd. 114). Mit dieser recht kanonisierten Leseweise, in der die Evolution als natürliche Auslese verstanden wird, reduziert Parsons die Evolutionstheorie Darwins auf die Vorstellung von einer sozialen Un-Ordnung, die in erster Linie von Überlebenskampf und Kriegszustand dominiert ist.

Kurioserweise kritisiert Durkheim, dem Parsons unterstellt, vorwiegend mit dem Ordnungsproblem beschäftigt zu sein (ebd. 308), gerade diese Interpretation der Darwin'schen Theorie. In *Die soziale Arbeitsteilung* hebt er ganz richtig hervor, dass Darwin in der Tat *nicht* von einem Überlebenskampf oder gar von einem *survival of the fittest* spreche. Es ist bekannt, dass Darwin diesen Begriff erst später von Herbert Spencer übernommen hat. Nach Durkheim beschreibt dieser Begriff die Evolutionstheorie aber nur unzureichend. Durkheim kritisiert die theoretische Aneignung der Darwin'schen Theorie durch diejenigen, die die Geschichte der Menschheit auf den Überlebenskampf egoistischer Akteure reduzieren wollen:

»Im Namen des Dogmas des Lebenskampfes und der natürlichen Selektion malt man uns jene primitiven Menschheiten, deren einzige Leidenschaften ihr im Übrigen nur unzureichend gestillter Hunger und Durst gewesen sei, in den traurigsten Farben; jene dunklen Zeiten, in denen die Menschen keine anderen Sorgen und keine andere Beschäftigung gekannt hätten, als sich um ihre kärgliche Nahrung zu streiten.« (Durkheim 1992: 252f.)

Insofern bekämpft Durkheim nicht nur eine spezifische Interpretation der Darwin'schen Theorie – eine, der auch Parsons noch folgt – vielmehr widerspricht er ganz allgemein dem Verständnis des sozialen Lebens als Überlebenskampf.

Es ist bekannt, dass Durkheim die Vorstellung egoistisch kämpfender Individuen mit dem fundamentalen »Gefühl der Solidarität« innerhalb einer Gruppe ersetzt hat (ebd. 102). Er bestimmt die sozialen Bindungen innerhalb sogenannter primitiver Gesellschaften – eine strukturelle, keine normative Beschreibung – kognitiv und emotional

(Kollektivbewusstsein und Kollektivgefühl). Mit zunehmender Komplexität komme es zu einer Schwächung des Kollektivbewusstseins und der Kollektivgefühle. Aufgrund von Bevölkerungswachstum und der Verdichtung gesellschaftlicher Sozialbeziehungen gehe die gemeinsame gesellschaftliche Referenz und damit der einheitliche souveräne Bezugspunkt verloren. In einer interessanten Wendung erscheint Durkheims Darstellung komplexer Gesellschaften und deren Entwicklung (die von der Auflösung des kollektiven Bewusstseins in primitiven Gesellschaften stammt) als das Spiegelbild des Hobbes'schen Naturzustandes, in dem Gesellschaften ebenfalls ohne souveränes Prinzip, ohne Staat und ohne souveräne Autorität operieren. In einem solchen Naturzustand finden sich aber dennoch Mechanismen der Sozialität und Solidarität. Durkheims gesamte Schrift dreht sich um das Argument der Auflösung bindender (kollektiver) Gemeinsamkeiten, was jedoch gerade nicht zum entgrenzten Kriegszustand eines jeder gegen jeden führt. Vielmehr erzeugt die Auflösung alter solidarischer Beziehungen neue Formen solidarischer Beziehungen. Die Arbeitsteilung übernimmt die Rolle, die vorher Kollektivbewusstsein und Kollektivgefühle erfüllt haben, und kann eine andere Form der Solidarität begründen. Es handelt sich hierbei um das Primat der Solidarität, denn Gesellschaften sind für Durkheim primär solidarisch, auch wenn die Solidarität im Fall der Arbeitsteilung eine formale ist. Das heißt im Übrigen nicht, dass Durkheim Konflikte und Antagonismen nicht erklären könnte, wie man ihm vorgeworfen hat, beginnt doch seine gesamte Soziologie mit dem Befund einer sozialen Krise, die auch konflikthaft ist. Für Durkheim sind Konflikte und Antagonismen sekundäre Phänomene, d.h., sie sind immer Konflikte zwischen verschiedenen Formen sozialer Ordnung. So ist der anomische Zustand bei Durkheim kein ordnungsloser Zustand, es handelt sich dabei vielmehr um eine fehlende Regulation zweier oder mehrerer sozialer Ordnungen. Konflikte sind also immer Sonderfälle und abhängig von spezifischen Konstellationen sozialer Differenzierungen. Gesellschaften prozessieren immer zugleich verschiedene Ordnungen, gerade dann, wenn sie spezialisiert und arbeitsteilig organisiert sind. Das Problem der Anomie, das Durkheim beschäftigt, ist kein Ordnungsproblem (wie Parsons behauptet), sondern ein Problem der Abstimmung multipler möglicher Entwicklungen von Gesellschaften ohne souveränes Ordnungsprinzip (oder gemeinsames Kollektivbewusstsein bzw. geteilte Kollektivgefühle): Wie transformiert man solidarische Beziehungen während man hochkomplexe sowie hochdistanzierte und indirekte Beziehungen entwickelt?

Hier zeigt Durkheim, wie die Auflösung solidarischer Beziehungen immer auch Potentiale zur Entwicklung neuer solidarischer Beziehungen herausbildet oder, ex negativo gedacht, dass die Hervorbringung neuer solidarischer Beziehungen immer auch implizite Strategien zur *Umgehung* von Konflikten enthält – also Strategien der Umgehung

antagonistischer und kompetitiver Beziehungen. Durkheims Theorie der Umgehungen wird uns dabei helfen, die Beziehung zwischen Konflikt und komplexer Nicht-Nachahmung besser zu verstehen. Im Gegensatz zur reinen Nachahmung oder zur Gegen-Nachahmung beschreibt *soziale Arbeitsteilung* Prozesse, die nicht dem Prinzip der Umkehrung in Konkurrenzverhältnissen unterliegen. Statt die Arbeitsteilung als einen Prozess zu konzeptualisieren, in dem egoistische Handlungen innerhalb von Wettbewerbsbeziehungen Kollektivgüter hervorbringen, zeigt uns Durkheim genau das Gegenteil: Die Arbeitsteilung ist ein *Prozess, der sekundär eine Umgehung des Wettbewerbs hervorbringt*, ohne deswegen primär gegen den Wettbewerb gerichtet zu sein. Die Arbeitsteilung stellt eine Umgebungsbewegung dar, die neue soziale Beziehungen ermöglicht.

Es ist nun diese der Arbeitsteilung inhärente Bewegung der Umgehung, die Durkheim in der Darwin'schen Theorie gefunden hat. Hier findet sich die Spezifität der Aneignung Durkheims, die sich deutlich von den kanonisierten Formen, wie wir sie von Spencer und Parsons kennen, unterscheidet. Dort wird Evolution als ein unablässiger Wettbewerb dargestellt, aus dem die *fitteste* Art hervorgeht. Gegen die Sozialdarwinisten (in der Tradition Herbert Spencers), die die Idee der *fitness* auf »sozialen Wettbewerb zwischen ›fitten‹ und ›unfitten‹ Gruppen und Individuen« zurückführen (Claeys 2000: 229 [meine Übersetzung]), weist Durkheim darauf hin, dass die Evolutionstheorie Darwins alles andere als Wettbewerbe beschreibt, aus denen die fitteste Gruppe oder das fitteste Individuum hervorgehen. Ganz unabhängig davon, was man unter *fit* in diesem Zusammenhang versteht – den Stärksten, Besten, am besten Angepassten etc. –, die entscheidende Erkenntnis besteht darin, dass nicht der Stärkste, Beste oder am besten Angepasste überlebt, sondern am wahrscheinlichsten derjenige, der sich dem Wettbewerb *grundsätzlich zu entziehen* vermag. Im Kern besteht Darwins Beobachtung nämlich darin, dass in den Fällen, in denen Lebensformen dasselbe Milieu teilen, sie tatsächlich in einen Wettkampf treten. Dieser Wettkampf ist jedoch tatsächlich ein Überlebenskampf mit zerstörerischen Effekten für *alle* Beteiligten:

»Da die Arten einer Gattung gewöhnlich, doch keineswegs immer, viel Ähnlichkeit miteinander in Lebensweise und Konstitution und immer in der Struktur besitzen, so wird der Kampf zwischen Arten einer Gattung, wenn sie in Konkurrenz miteinander geraten, gewöhnlich ein heftigerer sein als zwischen Arten verschiedener Genera.« (Darwin 2008: 109)

Während verschiedene Arten im selben Territorium immer die Möglichkeit haben, der direkten Konkurrenz auszuweichen, können in Situationen hoher sozialer Dichte schon die kleinsten Unterschiede, z.B. klimatischer Natur, verheerende Effekte für Individuen derselben Art haben:

»[J]ede Art selbst da, wo sie am häufigsten ist, [erfährt] in irgendeiner Zeit ihres Lebens beständig durch Feinde oder durch Konkurrenten um Nahrung oder um denselben Wohnort ungeheure Zerstörung [...]; und wenn diese Feinde oder Konkurrenten nur im mindesten durch irgendeinen Wechsel des Klimas begünstigt werden, so werden sie an Zahl zunehmen, und da jedes Gebiet bereits vollständig mit Bewohnern besetzt ist, muss die andere Art abnehmen« (ebd. 102f.).

Evolution beschreibt nun nicht die fortwährende Suche nach Gewinnern im Überlebenskampf; es handelt sich nicht um die Durchsetzung der Population, die am meisten wächst, Evolution ist kein Zahlenspiel, sondern eher eine Umgehung des Überlebenskampfes und die Schaffung oder Entdeckung neuer Bedingungen, in denen noch keine anderen Arten leben. Evolution beschreibt keinen Wettkampf, keine antagonistischen Kämpfe und das sich daran anschließende Hervorgehen eines Siegers aus dem Wettkampf der Fittesten. Vielmehr geht es um einen Differenzierungsprozess, ein Anders-Werden, durch das verschiedene Lebensformen verschiedene Milieus besetzen, gerade auch um Überlebenskämpfe, Konflikte und Wettbewerbe *zu vermeiden und zu umgehen*. Da der Überlebenskampf dann am intensivsten wird, wenn die Akteure am ähnlichsten sind, ist Evolution in erster Linie die Einführung von Differenzen: »[D]ie Tiere entziehen sich dem Lebenskampf um so leichter, je verschiedener sie sind« (Durkheim 1992: 326). Für biologische Arten heißt evolutionäre Differentiation beispielsweise das Milieu zu wechseln. Dabei müssen die Milieus gar nicht unbedingt geographischer Natur sein; verschiedene Milieus können auch auf demselben Territorium angeordnet sein. Das ist also ein ganz anderes Konzept der Umweltische bzw. der ökologischen Nische (Hutchinson 1957). So können verschiedene Lebensformen beispielsweise dasselbe Territorium bevölkern, ohne jemals das Milieu der anderen zu durchstreifen, einfach deshalb, weil sie sich innerhalb dieses Territoriums von anderen Elementen ernähren oder zu anderen Tages- bzw. Nachtzeiten aktiv sind. Sie haben, wie Jacob von Uexküll es nennt, verschiedene *Umwelten*, obwohl sie denselben geographischen Raum teilen.

Durkheim gewinnt aus Darwins Theorie eine wichtige Erkenntnis, die seine eigene Sozialtheorie bestimmt: Kämpfe und Wettkampf werden *primär umgangen*, ohne dass dadurch soziale Beziehungen aufgegeben oder asoziale Lebensformen hervorgebracht würden. Gruppen können Konflikte sogar in derselben Raum-Zeit umgehen. Sie können sie durch Differenzierungen umgehen: »Die Menschen unterliegen dem gleichen Gesetz. In einer und derselben Stadt können die verschiedensten Berufe nebeneinanderleben, ohne sich gegenseitig schädigen zu müssen, denn sie verfolgen verschiedene Ziele« (Durkheim 1992: 327). Die Arbeitsteilung beschreibt Durkheim bekanntermaßen nicht ökonomisch, nicht als einen Mechanismus der Produktivitätssteigerung und schon gar nicht als

einen Prozess, der zur Ausbeutung der Menschen führt. Vielmehr handelt es sich genuin um einen sozialen Prozess, der der Anpassung an neue Bedingungen im Prozess gesellschaftlicher Veränderungen dient:

»Man sieht also, inwieweit uns die Arbeitsteilung in einem anderen Licht erscheint als den Ökonomen. Für sie besteht sie wesentlich in einer Steigerung der Produktivität. Für uns ist diese größere Produktivität nur eine notwendige Folge, eine Fernwirkung des Phänomens« (ebd. 335).

Die Arbeitsteilung ist ein kreativer gesellschaftlicher Prozess, der nichts mit Überlebenskampf zu tun hat. Vielmehr handelt es sich um eine Erfindung, die Komplexität und Differentiation unter neuen Bedingungen ermöglicht. Durkheims Konzept der Arbeitsteilung ist insofern die soziologische Umsetzung des biologischen Konzepts der Evolution: »Statt in Konkurrenz zu treten oder in Konkurrenz zu bleiben, finden zwei ähnliche Betriebe ihr Gleichgewicht, indem sie sich ihre gemeinsame Aufgabe teilen; statt sich unterzuordnen, ordnen sie sich bei. Auf jeden Fall aber tauchen neue Spezialitäten auf« (ebd. 329). Der *erfinderische* Aspekt der Evolution bei Darwin und der Arbeitsteilung bei Durkheim besteht genau darin: *Besetze neue Milieus, erfinde neue Berufe und vermeide den Wettbewerb!* Es ist gerade der Milieuwechsel, der Umweltwechsel, der zur Spezialisierung führt und dabei, als sekundäre Nützlichkeit, den Wettbewerb umgeht: »Wenn wir uns spezialisieren, dann nicht, um mehr zu produzieren, sondern um unter den neuen Existenzbedingungen leben zu können, die uns entgegentreten« (ebd. 335).

Kurz, die Arbeitsteilung ist eine soziale Erfindung, die nichts mit Konkurrenzbeziehungen und Antagonismen zu tun hat. Ohne Zweifel können Lebensformen in Wettbewerbssituationen existieren und offensichtlich tun sie das auch; jedoch ist die Umgehung des Wettbewerbs etwas komplett anderes und markiert einen Prozess wahrer gesellschaftlicher Veränderungen. Es ist genau dieser erfinderische und positive Aspekt, der in soziologischen Ansätzen oft ausgeblendet bleibt, wenn sie das soziale Leben allein auf antagonistische und konflikthafte Beziehungen reduzieren.

Ein ähnliches Konzept der Umgehung findet sich bei Deleuze und Guattari. Sie nennen es »Fluchtlinie«. Fluchtlinien beschreiben soziale Prozesse, die nicht primär innerhalb des Schemas von Antagonismus und Konflikt verortet werden können, da sie »keine Phänomene des Widerstands oder Gegenangriffs sind, sondern Punkte der Schöpfung und Deterritorialisierung« (Deleuze/Guattari 2002: 194, Fn. 37). Es handelt sich um eine Bewegung eigenen Rechts, die also wie die Nicht-Nachahmung weder einfach Abhängigkeit (Nachahmung) noch einfach Widerstand (Gegen-Nachahmung) ist. Es handelt sich um eine Bewegung, die das *Entweder-Oder* vollständig umgeht.

Was wir von den Theorien von Durkheim, Deleuze und Guattari lernen können, ist das Folgende: Sowohl dem Überlebenskampf als auch

dem Wettbewerb entkommt man weder durch Widerstand noch durch Ablehnung, sondern indem man etwas ganz Anderes erfindet bzw. erschafft – etwas, das die Grenzwerte der Arena, in der diese Kämpfe und Wettbewerbe stattfinden, fundamental auflöst. Zugleich kann man lernen, wie sich diese kreativen Umgebungsbewegungen dem Produktionsparadigma entziehen (dazu mehr im 11. Kapitel). Dagegen ignorieren solche Theorien, die das soziale Leben auf den Wettbewerb und die Auseinandersetzung zurückführen, die kreativen und erfinderischen Aspekte des Sozialen (Seyfert 2011a) und legen eine reduktionistische Version nicht nur des Lebens, sondern auch des Wettbewerbs selbst vor. Sie legen uns dabei ein Bild der Gesellschaft *in den traurigsten Farben* vor, wie Durkheim es ausdrückte. Demgegenüber kommt es darauf an, soziale Beziehungen ausgehend von einer abstrakten Vielfalt und nicht von einer besonderen Spezifikation zu denken.

Ludischer Wettbewerb

Georg Simmels *Soziologie der Konkurrenz* ist für unsere Diskussion von besonderer Bedeutung. Dabei handelt es sich nicht um die ökonomische Fundierung der Gesellschaft in Konkurrenzbeziehungen, vielmehr findet sich bei ihm eine Theorie der Konkurrenz, die nicht der konfliktären Hypothese folgt. Nicht nur lehnt Simmel es ab, Wettbewerb und Konkurrenz auf antagonistische Auseinandersetzungen zu reduzieren, er gesteht auch die Möglichkeit fundamental konfliktfreier, kooperativer und harmonischer Beziehungen zu, ohne ihnen den Status von Derivaten basaler Beziehungen oder gar den Status asozialen Verhaltens zuzuweisen. Darüber hinaus klärt er eine bestimmte *Attraktivität* spielerischer Konkurrenz auf und stellt uns damit eine mögliche Erklärung der weiten Verbreitung dieses Phänomens bereit, eine Erklärung, die nicht auf der eindimensionalen Sichtweise beruht, dass menschliches Zusammenleben von einer fundamentalen Aversion gegen Andere angetrieben ist.

Anstelle des geschäftigen Kleinbürgers bei Adam Smith²², wählt Simmel in seiner *Soziologie der Konkurrenz* ein Beispiel aus der Biologie, in dem die sexuellen Freuden des Individuums dem größeren Nutzen der Reproduktion der Spezies dienen. Hier haben wir bereits die erste Umkehrung bzw. die Umgehung der konfliktären Hypothese: Konkurrenz wird nicht an der martialischen Form der Konkurrenz, dem Krieg aller

22 Simmel bezieht sich nur am Rande auf Adam Smith. Überhaupt hat Simmel selten andere Autoren zitiert. Und obwohl er mit dem Werk von Smith offensichtlich vertraut war (Simmel 1989), hat er das Konzept des Wettbewerbs vermutlich eher in Auseinandersetzung mit Kants Philosophie entwickelt.

gegen alle illustriert, sondern an der spielerischen Erotik. Simmel beschreibt diese Beziehung »als Harmonie der Interessen zwischen der Gesellschaft und dem Einzelnen« (Simmel 1995a: 225), d.h., die individuellen Interessen stehen nicht notwendig im Konflikt mit den Interessen anderer oder mit der Gesellschaft allgemein. Man muss an dieser Stelle erneut darauf hinweisen, dass solche harmonischen Beziehungen (zwischen Individuum und Gesellschaft) für Simmel bestimmte Fälle darstellen und kein abstraktes Prinzip begründen. Vermutlich würde Simmel sogar Kants Formulierungen zu antagonistischen und ungesellig-geselligen Beziehungen zustimmen. Für Simmel sind die nicht-harmonischen Beziehungen aber keineswegs identisch mit oder reduzierbar auf unsoziale oder sogar gewalttätige Verhältnisse, wie Kant und Hegel es unterstellen. Sie sind *ludisch unkämpft*, aber keineswegs antagonistisch. Für Simmel ist die Konkurrenz eine Eigenschaft komplexer und dezentralisierter Gesellschaften, sie ist das funktionale Äquivalent zur »naiven Solidarität«, die in kleineren Gruppen vorherrscht. Konkurrenz ist nicht so sehr antagonistisch als vielmehr *integrativ*, da die wettkämpfenden Parteien genau genommen nicht gegeneinander kämpfen, sondern sich um *die Aufmerksamkeit einer dritten Partei bemühen*. Konkurrenz ist »ein Ringen um Beifall und Aufwendung, um Einräumungen und Hingebungen jeder Art«. In einer positiven Wendung dreht Simmel Hobbes' Konzept des Krieges aller gegen alle in einen »Kampf aller um alle«. Obwohl die Konkurrenz zweifelsohne antagonistische Nebeneffekte haben kann, ist sie eben nicht primär auf die Schwächung und Vernichtung des Konkurrenten gerichtet, vielmehr richten sich alle Bemühungen auf einen spezifischen Dritten, ein objektives Ziel. Diese Beziehung auf ein/e/n Dritte/s/n führt zu »der ungeheuren synthetischen Kraft der Tatsache, daß die Konkurrenz in der Gesellschaft doch Konkurrenz um den Menschen ist« (Simmel 1995a: 227).

Simmels Analyse der Konkurrenz hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Durkheims Konzept der Arbeitsteilung, in der die organische Solidarität sozial differenzierter Gesellschaften die mechanische Solidarität *primitiver* (d.h. strukturell wenig oder gar nicht ausdifferenzierter) Gesellschaften ersetzt. Wo Simmel die integrative Funktion sozial differenzierter Gesellschaften als Wettkampf *um* ein Publikum beschreibt – statt eines Kampfes gegen andere Konkurrenten – da besteht die integrative Funktion der Arbeitsteilung bei Durkheim in einem ganz anderen Mechanismus: Es besteht im *Umgehen, Vermeiden und der Verhinderung von Konkurrenz*.

Jedoch weist Simmel ebenso darauf hin, dass Konkurrenzgesellschaften die fundamentale Eigenschaft aufweisen, sich in bestimmten Gebieten oder Feldern dem Wettbewerb zu entziehen, beispielsweise durch die Einigung darauf, die Geschäfte nachts und an Wochenenden geschlossen zu halten. Solche kooperativen Einigungen können zur vollständigen

Abschaffung des Wettbewerbs führen, was beispielsweise bei der Bildung von Kartellen der Fall ist.

Wie wir gesehen haben, sieht Simmel die Konkurrenz als sozialintegrativ an, weil die konkurrierenden Teilnehmer um die Gunst des Publikums wetteifern und, so müsste man ergänzen, weil sie von der *Verheißung* geleitet werden, *den Wettkampf zu gewinnen*. Insofern besteht Simmels Soziologie der Konkurrenz nicht allein aus einem formalen Konzept – dass die Konkurrenten direkt zueinander in soziale Beziehungen gesetzt werden –, sondern enthält auch eine Theorie der Affekte: Konkurrierende Individuen werden auf spielerische Weise zueinander in Beziehung gesetzt. Konkurrenzverhältnisse werden von einer Vielzahl affektiver Momente begleitet, die aus dem Wettbewerb hervorgehen, aus den Versuchen, das Publikum für sich zu gewinnen. Im Fall des Erfolgs ist der spielerische Wettbewerb mit Intensitätsmomenten verbunden, zu denen »es ohne die eigentümliche, nur durch die Konkurrenz ermöglichte, fortwährende Vergleichung der eigenen Leistung mit einer andern und ohne die Erregung durch die Chancen der Konkurrenz nicht gekommen wäre« (ebd. 228).

Ludische Beziehungen

Ich hatte bereits darauf hingewiesen, dass die Tendenz, das soziale Leben ausgehend von antagonistischen, von egoistischen und tendenziell konflikthaften Beziehungen zu denken, zwar einer der weitverbreitetsten Ansätze in der Soziologie ist, dass es aber durchaus Alternativen hierzu gibt. Auch wenn diese sogar vielfältig sein können, sind sie im Verhältnis zu diesem Mainstream doch immer nur abseitige und minoritäre Positionen. Als exemplarisch hierfür ist etwa der Kulturhistoriker Johan Huizinga zu nennen, dessen Ansatz in vielerlei Hinsicht als Kontrastprogramm zu dem bereits Gesagten gelten kann. Er überwindet den methodologischen Antagonismus und dessen konfliktäre Hypothese auf zweifache Weise. Zum einen etabliert er ludische Sozialbeziehungen als Sozialbeziehungen eigenen Rechts, d.h., sie werden nicht dem antagonistischen und nutzenmaximierenden Wettbewerb untergeordnet: »Die großen ursprünglichen Betätigungen des menschlichen Zusammenlebens sind alle bereits von Spiel durchwoben« (Huizinga 2009: 12). Zum zweiten etabliert er eine Vorstellung des Spiels, die über die zynische Rationalität der Spieltheorie genauso hinausgeht wie über den in der Emotionssoziologie populären Begriff des Gefühlsmanagements. Bei Huizinga kommen die intensiven Affekte zu ihrem eigenen sozialtheoretischen Recht. Sie stehen in seiner Theorie mit dem »spielhaften Charakter des Kulturlebens« in Verbindung (ebd. 13). Das spielerische und festliche Element des Spiels – im Gegensatz zum antagonistischen

Element im Wettkampf – ist allgemeines Fundament aller Formen des Wettstreits und Wettbewerbs, die antagonistischen Formen eingeschlossen. Spielerischer Wettstreit ist also nicht einfach eine spätere oder luxuriösere Form gesellschaftlicher Ordnung, vielmehr zeigt Huizinga, »daß Kultur in Form von Spiel entsteht, daß Kultur anfänglich gespielt wird« (ebd. 57). Huizinga wendet sich gegen funktionalistische Theorien, die unterstellen, dass hinter dem Spiel immer irgendeine spezielle Funktion steht, die das Spiel immer zu einem Mittel für einen bestimmten Zweck degradiert:

»Die primäre Qualität Spiel wird in der Regel eigentlich nicht beschrieben. Gegenüber einer jeden der gegebenen Erklärungen kann die Frage erhoben werden: ›Nun gut, was ist nun eigentlich der Witz des Spiels? Warum kräht das Baby vor Vergnügen? Warum verrennt sich der Spieler in seine Leidenschaft, warum bringt der Wettkampf eine tausendköpfige Menge zur Raserei?‹ Die Intensität des Spiels wird durch keine biologische Analyse erklärt, und gerade in dieser Intensität, in diesem Vermögen, toll zu machen, liegt sein Wesen, steckt das, was ihm ureigen ist« (ebd. 10f.).

So unterscheidet Huizinga beispielsweise erotische Beziehungen von rein sexuellen Handlungen, die der biologischen Reproduktion dienen:

»Den formalen Merkmalen des Spiels [...] entspricht der biologische Akt der Paarung nicht. Die Sprache macht denn auch in der Regel einen ganz bestimmten Unterschied zwischen Paarung und Liebesspiel. Das Wort ›Spielen‹ wird besonders für die erotischen Beziehungen verwendet, die aus dem Rahmen der sozialen Norm fallen.« (ebd. 55)

Diese formale Charakteristik – zwischen biologischen und ludischen Prozessen – besteht genau in der Kategorie der *Intensität*. Man kann in gewisser Weise sagen, dass die Intensität des Spiels gerade den spielerischen Charakter des Spiels verdeckt, was uns nun wiederum dazu verleitet, dahinter Zwecke und Funktionen zu vermuten: »Der Wettstreit in allem und bei allen Gelegenheiten wurde bei den Griechen eine so intensive Kulturfunktion, daß man ihn als ›gewöhnlich‹ und vollwertig gelten ließ und nicht mehr als Spiel empfand« (ebd. 40).

Damit kritisiert Huizinga zwei Typen von Argumentation: eine sozial-funktionalistische, die das Spiel auf die biologische und soziale Reproduktion zurückführt, sowie die unberechtigte Verengung des sozialen Lebens auf extensive Affekte. Der Wetteifer im Spiel dient keiner *extensiven* Funktion: Spiel ist ein *intensiver Mechanismus*, der unabhängig von symbolischen und semantischen Nützlichkeiten ist. Das heißt im Übrigen nicht, dass er außer-sozial oder außer-kulturell ist, vielmehr weicht der intensive Mechanismus von strukturellen Erwartungen und Normen ab. Als Basis des sozialen Lebens stehen intensive Affekte für die erfindrischen Mechanismen, die man in den verschiedensten sozialen Sphären

finden kann. Intensive Affekte erklären die soziale Institutionalisierung: »In beinahe allen höher entwickelten Spielformen bilden die Elemente der Wiederholung, des Refrains, der Abwechslung in der Reihenfolge so etwas wie Kette und Einschlag«. Darin kann man den »positiveren Zug des Spiels [erkennen]. Es schafft Ordnung, ja es ist Ordnung« (ebd. 18f.). Spiel spiegelt oder kommentiert nicht einfach die sozialen Strukturen, es ist nicht einfach »die Simulation der sozialen Matrix«, wie Clifford Geertz uns glauben machen will (1973: 421), sondern vielmehr der Ursprung der *Idee* der Ordnung, möglicherweise sogar der Vorstellung einer sozialen Ordnung selbst: »in die unvollkommene Welt und in das verworrene Leben bringt es eine zeitweilige, begrenzte Vollkommenheit. Das Spiel fordert unbedingte Ordnung« (Huizinga 2009: 19). Man könnte vielleicht sogar so weit gehen, alle Erfindungen dem Spiel zuzuordnen, da das Spiel nicht nur die Idee einer neuen Ordnung stiftet, sondern auch die des Wettkampfes.

Übergang

Sozialtheorien, die die soziale Ordnung als eine fundamental umkämpfte und antagonistische ansehen, operieren ausschließlich mit extensiven Merkmalen des sozialen Lebens. Und zwar deshalb, weil sie ihren Fokus ausschließlich auf umkämpfte Beziehungen legen, in denen alle in eine Art Wettkampf vom Typ jeder gegen jeden gezwungen werden. Hier organisieren sie ihr Leben als ein Rollenspiel, und zwar so, dass jeder Akteur zum Management des eigenen Selbst auf eine Weise gezwungen wird, dass dieses Selbst mit dem aller anderen übereinstimmt.

Während solche sozialtheoretischen Ansätze dazu tendieren, partikuläre Krisenerfahrungen und Enttäuschungen unzulässigerweise auf das soziale Leben im Allgemeinen anzuwenden, zeigen sie dennoch strukturelle Charakteristika von anomischen Sozialbeziehungen auf. Dabei handelt es sich um solche, die im sozialen Leben genuin vermieden und umgangen werden – manchmal ohne Erfolg. In solchen sozialen Beziehungen werden die Individuen von den ludischen und kreativen Bewegungen des sozialen Lebens ausgesperrt, von jenen Aspekten also, die es ihnen gerade erlauben würden, sich nicht nur dem Überlebenskampf, sondern jeder Form grausamen Wettbewerbs zu entziehen.

In diesem Kapitel ging es um die Herausarbeitung alternativer Ansätze zur konfliktären Hypothese. Dabei habe ich unter Bezug auf verschiedene Autoren das Konzept der *Umgehung* in Anschlag gebracht. Es kommt hier darauf an, dieses Konzept richtig zu verstehen. Der Begriff der Umgehung mag einen sehr aktivistischen und produktivistischen Eindruck hinterlassen haben. Richtig verstanden ist das Konzept aber nur dann, wenn man es jenseits von Produktion und Widerstand positioniert. Es

ist eher als Nicht-Nachahmung im Sinne Tardes zu bestimmen, als Differenz im Sinne Deleuze, als eine Bewegung also, die sich sowohl dem Erfinderischen und dem Widerständigen entzieht. Umgehung ist auch nicht allein passiv, sondern neutral. Ich hatte dabei auf Hayeks glückliche Formulierung des Umstandes hingewiesen, dass die Menschen eine ›natürliche‹ Abneigung gegen den Wettbewerb haben. Diese Abneigung bezog sich bei ihm auf den antagonistischen Wettbewerb: Menschen möchten lieber nicht konkurrieren. Diese Formulierung von Hayek bringt Bartlebys berühmtes *I would prefer not to* ins Spiel, von dem Deleuze sagt, dass diese Formulierung weder einen Widerstand noch eine aktive Ausweichbewegung beschreibt (Deleuze 2000). Es handelt sich vielmehr um eine Bewegung jenseits des Aktivismus. In diesem Zusammenhang sind Umgehungen auch Teil solcher Sozialbeziehungen, die ich im Kapitel 10 und 11 als passive, interpassive und suspensive bezeichnen werde.

Abschließend sei auf den rein analytischen und methodologischen Charakter des bisher gesagten verwiesen. Der Vorschlag, über die konfliktäre Hypothese des methodologischen Antagonismus hinauszugehen, ist keine kritische Soziologie, kein Appell für andere soziale Normen. Viel eher handelt es sich um einen Appell zur Bildung eines neuen soziologischen Vokabulars. Es geht darum, die Vielfalt sozialer Beziehungen angemessen in den Blick zu bekommen, nichts wegzulassen. Und dann steht zu hoffen, dass die damit verbundenen performativen Effekte, von denen ich zu Anfang dieses Kapitels gesprochen habe, nicht schlimmer sein werden als die ihnen vorausgegangenen.